

Reportage



Eine Stadt, wie aus der Zeit gefallen. Über alle Schlachten des 20. Jahrhunderts hinweg blieben zwar die Häuser von Lemberg verschont, aber nicht die Menschen. Viele wurden vertrieben, deportiert, ermordet.

FOTO: REGINA SCHMECKEN

VON JOACHIM KÄPPNER

Lemberg – Er wird ewig dankbar sein, dass er an jenem Wochenende mit der Familie in die Berge gefahren ist. Die Granate verfehlte das Fenster knapp und schlug in der Hauswand ein. Es sei, sagt Andriy Sadovyy, ein Armeegeschoss jenes Typs gewesen, mit dem Panzerfahrzeuge bekämpft werden: Es durchbohrt die Stahlplatten und zerstört im Innenraum in Hunderte mörderische Splitter. Die Front mag viele Hundert Kilometer weit im Osten liegen. Zu ihm ist der Krieg längst gekommen.

Sadovyy ist Oberbürgermeister der west-ukrainischen Großstadt Lemberg, ein bestimmter, reformorientierter Mann. Wer das Geschoss aus sein Privathaus abgelenkt hat, weiß er nicht, und er hütet sich vor Spekulationen. Viele Lemberger sind überzeugt: Das waren Putins Leute. Beweise gibt es nicht, und Reformer haben in der Ukraine viele Feinde. Lieber als über den Anschlag, der Ende Juli das bis dahin friedliche Lemberg erregte, spricht Sadovyy ohnehin über die Zukunft: Er hat eben erst Angela Merkel getroffen und mit ihr darüber gesprochen, dass die Zukunft seines Landes in den Städten liege, im Bürgersinn, der Demokratie, über Hilfe durch deutsche Institutionen wie die Kreditanstalt für den Wiederaufbau. Aber, sagt Sadovyy: „Wir müssen unsere Arbeit hier selber machen, unsere Reformen selbst erledigen.“ Was am Ende des aus eigener Kraft begangenen Weges stehen soll, ist Europa.

Falls es nicht längst zu spät ist: Wenn er eines fürchtet, dann das, was er „die neue Berliner Mauer“ nennt. Lemberg, polnisch Lwów, ukrainisch Lwiw, war immer ein Ort vieler Völker und Kulturen: Polen und Ukrainer, Juden und Armenier, Griechen, Russen, Deutsche und viele mehr. Heute sind fast 90 Prozent der 750 000 Einwohner Ukrainer, 60 000 Russen stellen die größte Minderheit. Jetzt liegt Lemberg auf der falschen Seite der Schengen-Grenze, jenseits der unsichtbaren EU-Wälle. Jetzt führt Sadovyy das Land Krieg im Osten, im Donbass, wo Krimherrscher Wladimir Putin die russischsprachigen Regionen der Ukraine mit Gewalt abtrennen will und, so fürchtet man hier, vielleicht sogar das ganze Land einmal mehr Moskaus Macht zu unterwerfen plane. Die Schutzschirme des Westens reichen nicht hierher.

Der Krim ist der alte neue Feind. Kioske verkaufen Toilettenrollen und Fußabtreter mit Putins Antlitz

Lemberg war eine reiche Handelsmetropole, Polens Tor zur Welt des Ostens. 1772 kam die Stadt zum Habsburger Reich. Und noch immer ist, „Kakanien“, wie Robert Musil in „Der Mann ohne Eigenschaften“ den verunkelnden k.u.k.-Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn nannte, hier lebendig wie kaum irgendwo sonst. Lemberg ist, äußerlich, wie aus der Zeit gefallen, die Altstadt mit ihren Palästen aus Renaissance und Barock ist Unesco-Weltkulturerbe; noch kaum berührt von den zweifelhaften Segnungen des Massentourismus, der die Welten zerstört, die er erschwert.

Vielleicht ist Kakanien noch lebendiger in den alten Vorstädten Lembergs: mit allegorischen Figuren geschmückte Fassaden, enge Durchgangshöfe, die kleinen, malig beleuchteten Läden, in denen sich Räucher-

fische zu großen Stapeln türmen, dunkle Bierhöhlen und elegante Cafés; von großen Bäumen beschattete Häuser aus Gründerzeit und Jugendstil, Erker, Türmchen; zwischen klappern die alten, überfüllten Straßenbahnen, die Fahrt für zwölf Cent, umgerechnet. Ihre Fahrer haben sich das blecherne Cockpit mit Bildern und Devotionalien geschmückt. Es gibt neben schwarzen Pseudo-Geländewagen mit getönten Scheiben, Osteuropas Statussymbol neuen und oft genug dubiosen Reichtums, noch manche chromglänzende Straßenkreuzer aus der Ära Chruschtschow, heute anführernde Sowjetfalsifikate des American Dream von Freiheit und Grenzlosigkeit. In den Kaffeehäusern saßen einst heimwehkranken k.u.k.-Offiziere, auf den Wien nachempfindenden Boulevards stellten sie schönen Mädchen nach. Lemberg war für diese Männer eine Insel fern der Heimat, hier in Galizien, der schier endlosen Landschaft voller „Frösche, Fieberhaszillen und tückischen Gras“, wie der Schriftsteller Joseph Roth schrieb, „über die schon der Hauch des Zarenreiches strich“. Heute liegt diese Ära im milden Glanz der Erklärung, denn als sie 1918 endete, öffnete sich die Büsche der Pandora, und der Nationalismus, der Faschismus, der Stalinismus, der Antisemitismus, all die Schrecken des 20. Jahrhunderts suchten Lemberg heim.

Der Hauch des Zarenreiches, der Krimel, der alte neue Feind. Lemberg ist eine Hochburg der ukrainischen Nationalbewegung, schwankend zwischen dem demokratischen Aufbruch der Maidan-Revolution der Jahreswende 2014 und einer oft in Chauvinismus umschlagenden Heimatliebe, die trotz des langen Streits um die russischen Minderheitenrechte alle Schuld für den Krieg alleine bei Putin sehen will. An Lemberger Kiosken werden Toilettenrollen und Fußabtreter mit dem Antlitz des Krimherrschers verkauft.

Wenn die Jeunesse dorée am Abend durch die Stadt flaniert, scheint der Krieg weit fort zu sein. Doch sind die Straßenmusiker, die einen Klangteppich schüchtern Grigientöne über die alten Prachtstraßen legen, nicht selten Mitglieder der Philharmonie, sie sammeln Geld für die ukrainische Armee. In den Läden liegen Listen aus, was sie dringend brauche: Stiefel, Spaten, Zelte. Vor einigen Tagen haben vor einer Kaserne Mütter von Freiwilligen protestiert: Sie wollen wissen, was an der Front mit ihren schlecht ausgebildeten und miserabel ausgerüsteten Söhnen eigentlich geschieht. Gabriela, eine junge polyglotte Lembergerin, fürchtet um das Leben ihrer Freunde, die in den Krieg gezogen sind: „Es ist so unwirklich.“

Über so viele Städte Europas sind die Kriege des 20. Jahrhunderts wie eine Walze aus Feuer hinweggerollt. Sie waren nicht wiederzuerkennen, nachdem die Bewohner ihre Toten begraben hatten. Ypern; Coventry, Stalingrad, Dresden. In Lemberg ist das anders, als habe der Gott, zu dem hier in so vielen Sprachen und Religionen gebe-

tet wurde und wird, eine Wahl ohne Barmherzigkeit getroffen. Die Häuser blieben verschont. Aber es waren Häuser, in denen der Hass gedieh, der Hass der Nationen aufeinander: Polen gegen Ukrainer, Deutsche gegen Russen, jeder gegen jeden und alle gegen die Juden. Die Häuser blieben, die Menschen nicht. Sie wurden fortgejagt, deportiert, zu Zehntausenden ermordet.

Schlimmer als unter Stalin kann es nicht sein, dachten viele, dann kamen die deutschen Besatzer

Am 1. September vor 75 Jahren überfiel Hitlers Wehrmacht Polen. Lemberg fiel an die Sowjetunion, deren eisiger Tyrann Stalin sich mit Hitler verbündet und Osteuropa geteilt hatte, während die SS in den Konzentrationslagern deutsche Kommunisten folterte und ermordete. Zwei Jahre später brachen die Deutschen den Pakt und eroberten die Stadt, erst 1944 kehrte die Rote Armee zurück.

Es gibt Orte in Lemberg, in denen sich das Grauen der Vergangenheit geradezu körperlich spüren lässt. Einer davon liegt in der Bryllowa-Straße, hinter einer schweren, von Millionenärsen bewachten Tür. Das Gefängnis ist geblieben, wie es über Jahrzehnte war. Fast lichtlose, finstere Höhlen; grausige Verhörzimmer. Hier wurden Menschen zerbrochen, und dreihundert Meter weiter tranken andere Menschen Kaffee im Park. Es ist das „Memorial für die Opfer der Besatzung“.

1918 übernahm Polen Lemberg und mit ihm das Gefängnis. Es diente dazu, Mitglieder der ukrainischen Nationalbewegung einzukerkern. 1939 kam mit der Roten Armee der NKWD, die Geheimpolizei Stalins. Der Schreckensort war die gefürchtete Adresse der Stadt. Als Hitlers Wehrmacht

1941 auch die Sowjetunion überfiel, stießen die deutschen Panzer so schnell vor, dass der NKWD keine Zeit mehr hatte, die Gefangenen fortzuschaffen. Hunderte Tote lagen in den Fluren und auf dem Exekutionshof; sie trugen Spuren schrecklicher Misshandlungen. Viele hatten der ukrainischen Nationalbewegung angehört; und vor den Leichenbergen schrien Ukrainer nach Rache, welche dann die Juden traf, ein schreckliches Pogrom an völlig Unschuldigen, ein Verbrechen, von der Wehrmacht wohlwollend ermuntert.

Wer gedacht hatte, schlimmer als unter Stalin könne es nicht kommen, den belehrten die deutschen Besatzer eines Schrecklichen. Im Konzentrationslager Janowska und auf dem Zittadellenhügel ermordeten die Deutschen fast alle Juden der Stadt, von 160 000 überlebten kaum 800. Im „Lemberger Professorenmord“ exekutierte die SS zahlreiche Hochschullehrer, Teil ihrer Vernichtungskampagne gegen die polnische Intelligenz. Ukrainische Milizen halfen den Besatzern bei all dem. Als die Deutschen 1943 das Lemberger Ghetto räumten, beobachteten polnische Untergrundkämpfer, „Auf den Plätzen und Straßen fanden wir wilde Jagden auf Juden statt. Man erschlug sie, wo man sie fand, nach der bekannten deutschen Methode.“

Drei alte Männer in Lemberg gehören zu jenen, denen das Jahrhundert der Zerstörung Europas ihr Leben aus den Fugen gerissen hat. Im früheren Gefängnis an der Bryllowastraße steht Iwan Manduschur, allein mit einer Vergangenheit, die ihn noch heute nachts schreien aufwachen lässt. Er gehörte zu den ukrainischen Nationalisten, die der NKWD 1944 hier eingekerkert. Manduschur sagt: „Sie haben mich nachteilig stehen lassen, mit kaltem Wasser übergossen, Dutzende Male verhöhrt.“ Die schlimmste Folter sei die Isolation in der dunklen, winzigen und leeren Zelle gewesen.

Zugehörigkeit Lembergs



Mandschur sieht sich als ukrainischen Patrioten, als eines von Millionen Opfern sowjetischer Aggression gegen sein Land. Doch ist dies eine Vergangenheit, in der Opfer auch Täter waren. Er hat wie viele Landesleute die Deutschen während des Krieges als Freunde gesehen, Helfer der ukrainischen Nation. Er trägt der „fremdvölkischen“ SS-Division „Galizien“ bei, einer der schrecklichsten Handlungstruppen der Nazis, aktiv beteiligt am Holocaust und zahllosen Verbrechen an Polen und anderen. Der alte Mann sieht nur sein Leid, er selbst habe nichts Schlimmes getan.

Für die Stadt der vielen Völker ist die verdrängte Erinnerung an die Kollaboration mit den Deutschen ein Problem. Es gibt ein oft besuchtes Denkmal des ukrainischen Nationalistenführers Stepan Bandera, der sowohl Helfer wie auch Häftling der Deutschen war und den viele Ukrainer für einen Freiheitskämpfer halten; die faschistische Swoboda-Partei ist Teil der Regierung und im Lemberger Stadtrat stark vertreten. Das Land beginnt erst zögernd, sich mit der dunklen Seite der Nationalgeschichte zu beschäftigen. Bürgermeister Sadovyy freilich hofft: „Die Zeit der Swoboda ist vorüber, bei den Präsidentenwahlen hat sie nicht einmal ein Prozent erhalten.“

Ein zweiter alter Mann, Zbigniew Sasniesko war noch ein Junge, als er die Rotarmisten 1939 in Lemberg einrücken sah. „Ihre Karabiner waren so groß, viel größer als ich, es faszinierte mich. Damals habe ich noch nicht verstanden, was das bedeutete.“ Nämlich das Ende des polnischen Lwów und eine persönliche Tragödie. Sein Vater hatte zu jenen polnischen Einheiten gehört, die sich verzweifelt gegen die Rote Armee wehrten. Am Fluss Pruth verlor sich die Spur des Vaters für immer.

Von 1947 an verlagten die sowjetischen Machthaber die Mehrheit der Polen aus der Stadt. Sasnieskos Familie blieb – „meine Mutter“, sagt er, „wollte immer noch warten, ob der Vati nicht wiederkommt.“ In den Fünfzigern ließ sich die Familie zu russischen Bürgern erklären, deshalb blieben sie. Verückt, sagt er, „Ich lebte unter den Polen, Sowjets, Deutschen, dann wieder den Sowjets, galt als Russe und bin heute Ukrainer.“ Er lacht.

Sasniesko findet man heute, wenn man die Stufen eines bröckelnden Treppenhäuses im Lemberger Zentrum hochsteigt; in den kleinen Räumen befindet sich die Redaktion der polnischen Zeitung, eine kleine Bühne, Bilder aus jenen Regionen, die einmal der Osten Polens waren. Die verbliebenen Polen, etliche Tausend sind es noch, hätten gern ein eigenes Kulturhaus – dies aber, sagt der alte Herr seufzend, „ist bisher an der Swoboda gescheitert“.

Boris Dorfmanns Erinnerungswelt ist noch kleiner, ein paar Quadratmeter, vollgestellt mit Büchern, einem Klavier und ungezählten Fotos aus einem Lemberg, das nicht mehr ist. Dorfmann ist heute 92 Jahre alt, er gehört zur wenige Tausend Menschen großen jüdischen Gemeinde und

wohnt in einem der alten kakanischen Häuser in einer steilen Seitengasse. Die sowjetischen Besatzer zerstörten 1940 seine Familie und retteten doch sein Leben, sie verhafteten die Eltern im Zuge der brutalen Sowjetisierung und deportierten sie ins Innere des Sowjetreiches, jeden an einen anderen Ort. Boris wurde zur Ingenieursausbildung nach Russland geschickt.

Deshalb war Dorfmann nicht mehr in Lemberg, als die Nazis kamen. Er wurde selbst Soldat der Roten Armee, kein hilfloses Opfer, sondern einer jener Millionen Männer, welche Hitlers Armee zertrümmerten. Man lebt anders mit einer solchen Geschichte. Dorfmann war bei den Revolutionen auf dem Kiewer Maidan, er hat ihnen Suppe aus Rotkohl gekocht und mit ihnen gehofft. Was allen Seiten fehle, sagt er, „ist die Bereitschaft, Kompromisse einzugehen. Deshalb fürchte ich, dass noch ein großes Unheil über unser Land kommen wird.“

Ach, die Geschichte. Yurko Prohasko hat andere Vorstellungen von den Lehren, die aus ihr zu ziehen seien. Der hochaufgeschossene Literat trägt helle Sommerachen und sitzt im Café beim Schwarzen Hausen, ein Renaissancejuwel von 1580. Prohasko ist der führende Kenner deutscher Literatur in der Ukraine, Übersetzer und Essayist. Er findet derzeit wenig Gutes in dem Land, dessen Bücher er so liebt. Viele Deutsche gessen Putins Propaganda auf den Lein, und das habe viel tiefere Gründe als Unwissenheit: „Ihr denkt doch, was wollen diese Zwerge dazwischen eigentlich, diese Polen und Balten und Ukrainer, diese Kowalskis und Prochschchenkos.“ Die Putin-Freunde in der Bundesrepublik, sagt Prohasko, seien hinter ihren linken Beteuerungen „im Herzen die alten deutschen Hegemonialisten. Sie bewundern an Putin, was sie sich selbst nicht mehr zugehen dürften, das Großmachtdenken.“

Der Bürgermeister lobt die Russen in Lemberg: „Sie sind gute Bürger dieser Stadt und dieses Landes.“

Sehr ruhig verhält sich derzeit die russische Minderheit in der Stadt. Oleg Lutikow, Russe und Präsident der Lemberger Puschkin-Gesellschaft, sieht noch genug Gemeinsamkeiten zwischen Ukrainern und Russen: „Manchmal wünsche ich mir, dass die Präsidenten aus Moskau und Kiev einfach so lange zusammen Cognac trinken, bis sie die Lösung gefunden haben.“ Das ist natürlich sehr diplomatische Worte, Lutikow ist schon einmal als Moskowiter beschimpft worden, er ist besorgt über russenfeindliche Töne während der Maidan-Revolution, es gefällt ihm nicht, wie wenige russische Schulen es in Lemberg noch gebe. Und doch, die Brücken sind noch da. Er preist den Bürgermeister Sadovyy als integrationsfreudig, und der gibt die Komplimente an die Lemberger Russen zurück: „Sie sind gute Bürger dieser Stadt und dieses Landes.“

Gabriela, die junge Lembergerin, hat mit den Freunden gesprochen, die von der Front zurückkehren nach Lemberg, diese Stadt zwischen zwei Welten. Die Soldaten haben Männer sterben sehen, bald müssen ihre Freunde wieder ins Gefecht ziehen. „Es ist eine Tragödie“, sagt sie, „manchmal wache ich morgens auf und denke: Es war alles nur ein böser Traum.“